Der Feierabend

Unterhaltungs-Beilage zur „Deutschen Rundschau"

Nr. 218 Bromberg, 28. September 1939

Herr Juarez schreibt einen Brief

Kriminalroman von Rudolph D. Irlen

1.

„Herr Enrico Diaz —"

Tumultartiger Beifall setzte ein. Der Herr im tadellosen Frack verbeugte sich lächelnd nach allen Seiten, als gelte das Händeklatschen und Bravorufen seiner Person und nicht dem berühmten Geiger, dessen Auftreten er anzumelden hatte.

„Herr Enrico Diaz spielt Zigeunerweisen von Sarasate", vollendete er den Satz, nachdem sich der Aufruhr im vollbesetzten Saal einigermaßen gelegt hatte. „Herr Enrico Diaz spielt das Stück auf seiner echten Stradivarigeige, für die —"

Wieder schien ein Sturm über die Menge hinwegzubrausen. Ein Mann stand auf und schrie: „Bravo, Diaz!", und alle anderen schienen ihm nachzubrüllen: „Bravo, Diaz!" Man sah wirklich, daß das vornehme London seit Wochen auf diesen großen Tag gewartet hatte.

Wieder lächelte der Ansager. „Im Namen des Herrn Diaz danke ich Ihnen sehr für den schmeichelhaften Beifall", sagte er verbindlich. „Herr Diaz spielt die „Zigeunerweisen" auf seiner echten Stradivari, für die ihm schon mehr als vierzigtausend Pfund geboten wurden. Das Instrument stammt aus der besten Schaffensperiode des Cremoneser Meisters und ist berühmt wegen seines unnachahmlich tiefen und vollen Tones. Im übrigen habe ich dieser Nummer unseres auserlesenen Programms nichts hinzuzufügen, denn nun wird Herr Diaz selbst —"

Wenn es noch eine Steigerung der Begeisterung geben konnte, dann trat sie jetzt ein. Es war, als zittere der prächtige Lüster, der gleich einer flammenden Krone über dem vollen Saal schwebte. Dieser Saal, völlig umgebaut und nach modernsten Erfahrungen neugestaltet, erlebte mit dem Wohltätigkeitskonzert zugunsten des Newton-Krankenhauses gleichsam seine Einweihung; wenn er stets ein so ausgewähltes Publikum aufwies und immer so besetzt war wie an diesem Abend, dann konnten seine Besitzer wohl zufrieden sein.

Oben in der zweiten Loge beugte sich eine junge Dame gegen den Herrn zu ihrer Linken. „Ich wußte wirklich nicht, Inspektor Looves, daß Sie Musik lieben", sagte sie. „Aber man täuscht sich oft, nicht wahr?"

„Ja, man täuscht sich oft", seufzte der Angesprochene, während er nachdenklich seinen dichten braunen Schnurrbart betastete. „Aber ich will es Ihnen nur sagen, Miß Cornvall, daß ich Musik sogar sehr schätze. Das ist eine der vielen Eigenschaften, die ich mit Roger gemeinsam habe." Inspektor Looves sah zu seinem Freunde Bleß hinüber, der mit ihm und Miß Cornvall die Loge teilte. „Übrigens muß es noch viele in London geben, die der gleichen Ansicht sind. Sehen Sie doch in den Saal! Das gute und vornehme London scheint sich hier ein Stelldichein zu geben, ich sehe verschiedene recht achtbare Leute — und dabei gab es keinen Platz unter drei Pfund! Und ich bin bösartig genug, nicht zu glauben, daß diese Menschen nur der Wohltätigkeit zuliebe hergekommen sind."

„Was ja auch für dich nicht zutrifft", grinste Roger Bleß. „Oder solltest du dich für eine Schwester aus dem Newton-Krankenhaus interessieren?"

Looves machte ein böses Gesicht. „Ich bin nicht wegen der Wohltätigkeit da und interessiere mich für keine Krankenschwester", grollte er dumpf. „Die Wahrheit ist, daß ich einen Brief bekommen habe, einen Brief ohne Unterschrift, einen anonymen Brief also: Ich würde etwas versäumen, wenn ich heute abend nicht hierherkäme. Und nun bin ich da."

„Auf einen anonymen Brief hin —?"

„Ja. — Aber da ist Diaz —"

Der große Geiger wurde von Klatschen und Getrampel begrüßt; es war wirklich, als wäre die ganze Zuhörerschaft halb irrsinnig geworden. Enrico Diaz verbeugte sich nach allen Seiten . . . Er war ein mehr als mittelgroßer Mann, schlank, in der Nähe der Vierzig wohl; die braune Hautfarbe und der pechschwarze winzige Schnurrbart über der Oberlippe verrieten den Südländer; seine Augen glitten aufmerksam über die Menge hin, das Haar trug er sorgfältig gescheitelt und geglättet. Der rechte Arm hielt den Geigenkasten umklammert, denn er brachte das berühmte Instrument niemals offen auf die Bühne, sondern packte es erst dort vor aller Augen aus. Über diese Eigentümlichkeit des Künstlers hatten die Londoner Zeitungen bereits Berichte gebracht: War er nicht ein merkwürdiger, eleganter und schöner Mann, dieser Enrico Diaz, Besitzer einer echten Stradivari —?

Erst nach ein paar Minuten legte sich der Beifall der Gäste halbwegs. Diaz verbeugte sich noch einmal, er verbeugte sich nach dem Saal, nach den Logen und schließlich auch nach rückwärts gegen die Musiker des großen Orchesters, mit dem zusammen er später das große Violinkonzert von Max Bruch spielen sollte.

Nun trat er zwei Schritte zurück, nahm vorsichtig den Geigenkasten in die Hände, hob ihn behutsam wie ein kleines Kind empor und setzte ihn ebenso aufmerksam auf die spiegelnde Fläche des Flügels nieder. Alle Augen im Saal schienen an der kleinen Szene in der Mitte der Bühne zu hängen. Nun holte Diaz seinen Schlüsselbund hervor

und näherte ein kleines, blinkendes Stück Metall dem Schloß im schwarzen Kasten —

In diesem Augenblick erhob sich in der Mitte der linken Stuhlreihe ein Herr im Frack und rief: „Das ist ja alles Schwindel —! Das ist ja keine echte Stradivari!"

Zuerst blickten die Augen der vielen hundert Menschen von Diaz weg nach dem unbekannten Rufer und dann ging ein Zischen der Entrüstung durch den Saal. Ein Diener eilte durch den Mittelgang. Diaz selbst war beim Klang der Stimme herumgefahren, aber seine Hände wichen keinen Augenblick von dem schwarzen Geigenkasten.

„So wahr ich hier stehe, es ist keine Stradivari!" schrie der Mann noch einmal. „Wir alle sind betrogen worden! — Diaz soll die Geige einmal prüfen lassen —!"

„Ruhe —!"

Plötzlich stand weiter zurück ein zweiter Mann auf und rief womöglich noch lauter: „Der Herr hat recht! — Es ist keine Stradivari! — Man hält uns hier zum Narren!"

Und von einer Loge herab klang es wie ein Echo: „Natürlich ist es keine Stradivari! — Das ist ja alles Schwindel!"

Drei Minuten später glich der Saal einem kleinen Hexenkessel. Überall schienen plötzlich Leute zu stehen, die den großen Geiger Enrico Diaz des Betrugs bezichtigten, und ebenso viele Menschen schienen den Künstler leidenschaftlich zu verteidigen. Auch die Musiker auf der Bühne hatten sich von ihren Stühlen erhoben und sprachen aufgeregt aufeinander ein. Enrico Diaz selbst stand ruhig und, wie es schien, nur wenig verwirrt vor dem Flügel. Er hob ein paarmal die Hand, als ob er sprechen wollte, aber in der allgemeinen Bewegung schien ihn niemand zu sehen.

Der Ansager, ein bekannter Bühnenkünstler, sprang neben ihn. „Aber so beruhigen Sie sich doch, meine Damen und Herren!" rief er verzweifelt. „Das ganze ist gewiß nichts anderes als ein Mißverständnis! — Herr Diaz spielt seit Jahren auf dieser Geige, sie ist ein dutzendmal überprüft worden, der Namenszug Stradivaris ist echt, jeder Zweifel ist ausgeschlossen! — Ich bitte dringend um Ruhe, oder ich müßte —"

„Schwindel und Betrug!" klang es ihm entgegen. „Das soll eine Stradivari sein! — Unerhört! — Skandal!"

„Was sagst du zu dieser Geschichte?" fragte Roger Bleß seinen Freund Looves, der aufgestanden und an die Brüstung der Loge getreten war. „Wenn das nur gut ausgeht —!"

„Ja, das denke ich mir auch!" knurrte der Inspektor böse. „Mir scheint, ich bin doch nicht umsonst hergegangen — verflucht noch einmal! Was hat das zu bedeuten!" Und ehe seine Begleiter noch fragen konnten, war er auch schon aus der Loge. Knallend flog hinter ihm die Tür ins Schloß.

Unten auf der Bühne war im gleichen Augenblick einer der Musiker an den Flügel gesprungen, und er kam gerade noch zurecht, um den schwankenden Diaz aufzufangen. Der Geiger preßte die Hand auf die Brust, er öffnete den Mund, aber er schien kein Wort hervorzubringen. Nun entglitt er den Armen des ihn stützenden Mannes und fiel der Länge nach auf den Boden.

Jetzt bemerkten auch der Ansager und die übrigen Musiker das Geschehene. „Um Gottes willen!" rief der Schauspieler, während er sich neben dem Gestürzten niederkniete. „Das ist ja . . . Einen Arzt! — So rasch wie möglich einen Arzt! — Ich fürchte, er ist bewußtlos . . . kein Wunder bei einem solchen Skandal — nur rasch einen Arzt!"

Noch während einer der Männer auf der Bühne davonlief, um einen Arzt zu holen, schloß sich der Vorhang. Der Inspizient hatte die Aufforderung gar nicht abgewartet. Nun stand auch er neben der aufgeregten Gruppe, ratlos und verstört. „Man muß etwas in den Saal hinuntersagen!" flüsterte er dem Ansager zu. „Die Leute rufen nach Diaz. Sie müssen das machen. Kommen Sie —"

Aus dem Hintergrund der Bühne drängte sich ein Mann durch die Musiker, die den ausgestreckten Körper des Geigers umstanden. „Lassen Sie mich durch!" knurrte er dazu. „Mein Name ist Looves, James Looves, Inspektor von Scotland Yard — hier ist mein Ausweis, der Ordnung wegen. — Haben Sie schon nach dem Arzt geschickt? — Es ist gut. Wir wollen einmal sehen", und er kniete schon neben dem anscheinend Bewußtlosen auf dem Boden.

Eine Minute später erhob er sich wieder. Sein Gesicht war sehr ernst. „Ich fürchte, hier wird auch der Arzt nichts mehr helfen können", meinte er leise. „Herr Enrico Diaz ist tot —"

„Tot!" entsetzte sich der Ansager, der gerade wieder, aus dem Saal kommend, hinzutrat. „Tot! — Aber das ist doch unmöglich! — Vor zehn Minuten —"

„Ja, vor zehn Minuten", Looves versuchte zu lächeln, „vor zehn Minuten lebte er noch, und vor zehn Minuten saß ich noch in meiner Loge, und vor zehn Minuten bedankten Sie sich noch für den Beifall, der dem großen Geiger Enrico Diaz galt. Der gleiche Diaz liegt nun hier vor uns — tot. Er ist vor wenigen Augenblicken erschossen worden."

„Großer Gott —!"

„Ja, erschossen", fuhr Looves fort. „Hier, sehen Sie doch selbst." Der Inspektor beugte sich nieder und hob vorsichtig die rechte Hand des Toten auf, die dieser auf die Brust gepreßt hielt. Der Frack zeigte ein winziges Loch, und das blütenweiße Hemd wies eine winzige rote Rinne auf. „Erschossen, jawohl. Mitten ins Herz. Der Täter war zweifellos ein sehr sicherer Schütze . . . Wer sind Sie, und was wollen Sie hier?"

Die letzten Worte waren an einen eben auf die Bühne gekommenen Herrn gerichtet, der sich mit allen Zeichen größter Aufregung über Diaz beugte. „Wer ich bin? — Ach, wer ich bin! — Der unglückliche Freund dieses unglücklichen Menschen hier! — Oh, mon dieu, man sagte mir, daß er tot sei! — Mein Name ist Gaston Mercier, und ich bin Diaz' Impresario, sein guter Schatten, oder ich war es vielmehr — er ist tot! — Wie soll ich das überleben —!"

„Sie sind Franzose?"

„Ja, Franzose. — Ich habe —"

Der Arzt war gekommen und wandte sich dem am Boden Liegenden zu. Er brauchte nicht lange zu untersuchen; Enrico Diaz war wirklich tot, erschossen, mitten in das Herz getroffen. Der raschen Untersuchung nach mußte die Kugel noch im Körper stecken, denn am Rücken zeigte sich keine Ausschußöffnung. Zweifellos war der Tod auf der Stelle eingetreten.

„Ich muß Sie alle bitten, meine Herren, hierzubleiben, bis ich die Erlaubnis zum Fortgehen gebe", wandte sich Looves an die Personen auf der Bühne. „Daß hier ein Mord vorliegt, darüber gibt es wohl keinen Zweifel. Ich ersuche also, meinen Anordnungen Folge zu leisten." Er trat rasch durch den Vorhang und wandte sich an die Menschen im Saal, die in aufgeregten Gruppen zwischen den Stühlen und auf den Gängen standen. „Einen Augenblick, meine Damen und Herren!" rief er laut. „Eben hat sich hier oben, auf der Bühne, ein Unglück ereignet, dessen Ursachen der Aufklärung bedürfen. So leid es mir tut, muß ich Sie bitten, einstweilen hierzubleiben —"

„So sagen Sie uns doch, was los ist!" antwortete ihm eine Stimme. „Zuerst dieser Skandal — und jetzt sollen wir noch gefangen gehalten werden!"

„Ich will es Ihnen sagen", erwiderte Looves nach kurzem Zögern. „Das Konzert muß abgebrochen werden. Enrico Diaz ist vor wenigen Minuten ermordet worden — erschossen, wahrscheinlich vom Zuhörerraum aus. Unter diesen Umständen werden Sie meiner Bitte wohl entsprechen. Im übrigen werde ich alles tun, um die Untersuchung so sehr wie möglich zu beschleunigen."

Als Looves hinter den Vorhang zurücktrat, war es im Saal totenstill geworden . . .

Der Inspektor gab einem Diener einige Anweisungen und näherte sich erneut dem Arzt. „Können Sie feststellen, woher der Schuß kam?" fragte er ihn. „Es ist für uns von größter Wichtigkeit."

„Die Obduktion wird zweifellos die genaue Lage des Schußkanals ergeben", war die Antwort. „Im Augenblick ist schwer etwas zu sagen. Außerdem kommt es natürlich

sehr darauf an, in welcher Stellung sich Herr Diaz gerade in dem Augenblick befand, als ihn das Geschoß traf. Vielleicht können Ihnen darüber die Herren des Orchesters Auskunft geben — hat man denn keinen Schuß gehört?"

„Ich vernahm keinen Knall, und ich befand mich selbst unter den Zuhörern", meinte Looves. „Aber das besagt nichts, denn im Augenblick der Tat herrschte so etwas wie ein regelrechter Tumult im Saal, und dann gibt es ja auch ganz ausgezeichnete Schalldämpfer. Wo ist Herr Mercier? — Ich hätte einige Fragen an ihn —"

Der Genannte drängte sich gerade in der gleichen Sekunde nach vorn. „Um Gottes willen, Inspektor!" schrie er dazu, so laut, daß seine etwas brüchige Stimme fast überschnappte. „Um Gottes willen, meine Herren — die Stradivari ist weg —!"

„Die Stradivari —"

„Ist weg, fort, davon, gestohlen!" jammerte der Franzose, und dabei rannen ihm richtig die Tränen über das Gesicht. „Als Diaz auf die Bühne trat, legte er den Kasten mit dem Instrument auf den Flügel. Er machte das immer so, und ich begleitete ihn seit zwei Jahren . . . und jetzt ist der Kasten nicht mehr da! — Die Stradivari ist nicht mehr da! — Fort! — Einfach fort, von irgendeinem Lumpen gestohlen! — Vierzigtausend Pfund hat man ihm dafür geboten, ein Vermögen! — Mein Gott, was ist das für ein unglücklicher Tag für mich — zuerst wird Diaz erschossen, und nun ist auch seine kostbare Geige verloren —!"

„Haben Sie schon danach gesucht?"

„Aber ja! — Die ganze Zeit! — Nirgends ist sie, nirgends hier auf der Bühne! — Während alle Leute sich um den Toten kümmerten, muß sie ein Gauner gestohlen haben — mon dieu, wenn ich das nur überlebe!"

„Würden Sie den Geigenkasten sofort wiedererkennen, Mister Mercier?"

„Und ob ich ihn wiedererkennen würde, mein Herr! — Unter tausend anderen heraus, auf den ersten Blick! — Schwarz war er, mit roten Zierleisten, und auf der Unterseite trug er in Silber die Buchstaben E D . . . Ach, ich ahne, daß ich ihn nie wiedersehen werde! — Vierzigtausend Pfund waren ihm für die Geige geboten, vierzigtausend Pfund! — Wenn ich daran denke, werde ich wahnsinnig! —"

Looves sah nachdenklich auf den Toten nieder. „Es dürfte anscheinend doch eine echte Stradivari gewesen sein", sagte er wie zu sich selbst. „Gut vorbereitet war die Sache, das muß man sagen. Ach, Doktor Galland, da sind Sie ja, und Hawkins ist auch mitgekommen —!"

Und damit wandte er sich dem Gerichtsarzt und dem Leiter der Mordkommission, Kommissar Hawkins, zu, die auf den kurz zuvor erfolgten Anruf hin gerade eingetroffen waren.

Das Mahl der 100 000 Katzen

Unheimliches Erlebnis im Indischen Ozean.
Von Fr. W. Billings.

Nur durch Zufall hörten wir von der Katzeninsel. In Tamatave, an der Ostküste Madagaskars, hatte der Kapitän ein paar Guano-Sucher an Bord genommen. Die Leute berichteten von einem Korallenriff, auf dem angeblich Zehntausende verwilderter Katzen hausten, Nachkommen eines einzigen, vor 70 Jahren von Schiffbrüchigen ausgesetzten Paares. Nach der Karte konnte es sich nur um Frigate, 400 Meilen nordöstlich Mauritius, handeln. Obwohl es bei unserem Kurs via Ceylon einen Umweg bedeutete, beschlossen wir, die Insel anzusteuern, auf denen die Madagassen das unheimlichste Abenteuer ihres gewiß bewegten Seeräuberlebens erlebt haben wollten.

Eines Nachmittags kam das Eiland in Sicht. Ein wüster Felsenhaufen, ohne jeden Pflanzenwuchs. Heiß brannte die Sonne vom Himmel. In ihren sengenden Strahlen schimmerte das Korallengestein der Lagunen scharlachfarben aus dem Meer. Das Riff schien vollkommen tot. Zusehends verfinsterte sich das Gesicht des Kapitäns. War er dem Geschwätz einer Handvoll schokoladebrauner Burschen zum Opfer gefallen, als er den geraden Kurs verließ? Weniger um den Zeitverlust, als um die Seemannsehre schien es dem Alten zu gehen. Ein wütender Blick traf die Madagassen, die ungestüm zu palavern begannen und sich mit fuchtelnden Armbewegungen dagegen verwahrten, afrikanische Kindermärchen erzählt zu haben. Nachdem der Frachter Anker geworfen hatte, setzten wir ein Boot aus und ruderten mit zwei Guano-Suchern der Toteninsel zu.

Trotz der Himmelsbläue wühlte die Flut tiefe Täler in die See. Springfische erhoben sich dicht unter der Oberfläche und sirrten wie die Flugmodelle moderner Schnellbomber in prächtigen Bogenlinien um unseren Kahn. Je näher wir dem Riff kamen, um so mehr fesselten uns die Wunder des Meeresbodens. Bis zu fünfzig Meter tief konnten wir durch das glasklare Wasser auf den in allen Farben schimmernden Grund der Tangwiesen schauen. Rubinrote Polypenstöcke erhoben sich in kurzen Abständen wie Mammutbäume aus den unaufhörlich in der Strömung schaukelnden Algenfeldern. In ihren Zweigen ästen die Seekühe. Smaragdgrüne Spinnen, so groß wie Schildkröten, schossen urplötzlich aus den Fleischkratern schwefelgelber Tangblumen und stürzten sich auf ganze Gruppen ahnungslos weidender Purpurkäfer. Manchmal fegte ein Schwarm winzig kleiner, goldglitzernder Brassen geradwegs in den aufgesperrten Rachen eines unbeweglich auf der Lauer liegenden Raubfisches hinein.

Nach etwa dreihundert Ruderschlägen stieß das Boot knirschend in den Schwemmsand der Lagune. Barfüßig eilten die Madagassen eine Anhöhe hinauf; wir folgten in schweren Wasserstiefeln. Seltsam locker schien uns der Felsboden der kilometerweiten Fläche, wie scharlachfarbene Kohlenschlacke porös und gezackt. Eine phantastische Mondlandschaft, in die der Monsun des Indischen Ozeans im Laufe der Jahrzehntausende zahllose Röhrengänge gewaschen hatte.

Und dann hörten wir ein Fauchen! Es kam so plötzlich, daß wir zusammenschraken. Ein langgezogens Winseln folgte. Ganz und gar nicht gespensterhaft schnurrte es aus einer Höhle, kaum zehn Schritt von unserem Standplatz entfernt. Gemächlich bröckelten die Madagassen kleine Steinchen aus dem Felsen und zielten damit in den finsteren Gang. Nach wenigen Sekunden sprang eine riesige Katze hervor. Wie der Blitz war das scheckige Tier in der nächsten Röhre verschwunden. Triumphierend weideten sich die afrikanischen Naturburschen an unserer Verblüffung. Dann gingen sie dazu über, dieselbe Höhle mit größeren Brocken zu bombardieren. Eine Weile herrschte Totenstille. Nach einem neuen Wurf jedoch schoß gleich ein Dutzend schwarzer Ungeheuer an uns vorüber. Mit gesträubtem Fell jagten die aufgescheuchten Einsiedler eine kurze Strecke kreuz und quer über die steinige Landschaft. Plötzlich war nichts mehr von ihnen zu sehen.

Schweißgebadet wanderten wir weiter und begriffen auf einmal, warum sich die Katzen am Tage versteckt hielten. Die Sonnenhitze, die über der Insel lastete, hätte ihre Leiber bald ausgedörrt. In der feuchten Schwüle der Löcher harrten die Tiere bis zum Einbruch der Dunkelheit, um mit der aufkommenden Nachtkühle auf — Fischfang auszu-

Fahnenlied

Wir fassen die Fahne,
Wir halten die Fahne,
Wir spannen die Faust um den Schaft.
Hoch steht unsre Fahne,
Stolz weht unsre Fahne,
Sie trägt unsern Mut, unsre Kraft.

Es flattert die Fahne,
Es knattert die Fahne,
Hell schlagen die Herzen im Chor.
Nun fliege, du Fahne,
Zum Siege, du Fahne.
Die Fahne, die Fahne vor!

Clemens Conrad Rößler.

gehen. Wir sollten nicht lange auf das unheimliche Schauspiel zu warten haben. Allmählich wurde aus der Sonne ein feurig-roter Ball, der sich weit draußen am Horizont tiefer auf den Spiegel des Ozeans senkte. Mit dem Verglühen der purpurnen Kugel brach die Ebbe herein. Immer rascher rauschte die Flut aus den Lagunen. Gleichzeitig erhob sich ein höllisches Konzert. Zuerst einzeln, dann in Chören schlug ein schreckliches Miauen an unser Trommelfell. Ohne Scheu vor den Menschen krochen die ausgehungerten Tiere aus ihren Höhlen, formierten sich zu Kolonnen und traten den Marsch zu den Dünen an.

Ganze Heeresgruppen verwilderter Katzen, Hunderte und Tausende, schwarze und graue, scheckige und schneeweiße Albinos wälzten sich die Korallenhänge hinunter in das immer mehr zurücktretende Wasser. Die ersten warfen sich schwimmend in die Flut, zogen mit großem Abstand in schnurgerader Reihe dahin. Andere drängten in die Lücken der Fangkette, die dichter und dichter wurde. Zuletzt zu einer Mauer zusammengeschlossen, machte die lebende Front kehrt, jagte noch eine Weile die mit der Ebbe nun nicht mehr abflutenden Fische vor sich her. Dann kamen die paddelnden Katzenheere auf die Pfoten zu stehen, bissen um sich, knurrten und fauchten, zerrissen die fast schon auf das Trockene getriebene Beute. Schmatzten und schlangen, winzelten und würgten. Ganze Tonnen Fische schlugen sich die Einsiedlerheere in den Bauch. Mit Brasseln und Aalen, Zwergtümmlern und Plattfloßlern im geifernden Maule, stürmten unzählige Muttertiere die Hänge hoch, um ihren hilflos schreienden Katzenkindern das Abendmahl vor die Pfoten zu legen.

Jäh brach die Nacht herein, und immer noch tobte das Bacchanal in den Lagunen. Wir hatten uns mittlerweile in das Boot begeben, hingerissen von dem unheimlichen Schauspiel einer bis ins kleinste organisierten Katzenmahlzeit. Nach einer Stunde riefen uns Raketensignale auf das Schiff zurück. Während die Ruder hart das Wasser trafen, schwoll und stieg das Raunzen und Miauen auf den Sandbänken von Frigate zu einem Höllenstakkato, daß uns kalte Schauer über den Rücken liefen.

(Berechtigte Übertragung von Otto Steinicke.)

Woher stammen die Gase der Tiefe?

Neue Forschungen in der Feuersglut der Unterwelt.

Von **Ludwig Voß-Harrach.**

Über den Ursprung der Vulkane und die Ursachen ihrer oft so verheerenden Ausbrüche hat sich die Menschheit seit altersher den Kopf zerbrochen. Der klassische Aristoteles gab den Winden die Schuld, die sich im Erdinnern bilden und durch ihre hebende Kraft die Eingeweide unseres Planeten hinausschleudern. Ein anderer Philosoph meinte, das Meerwasser sei die Veranlassung, wenn es sich zu dem unterirdischen Feuer gesellt. Ein dritter Forscher hat Kohlenbrände verantwortlich gemacht. Heute nimmt die überwiegende Mehrheit der Wissenschaftler an, daß es sich um eine Ansammlung von glut-flüssigem, genauer: latent-plastischem Gestein handeln müsse, um das sogenannte Magma, das dem Vulkane den Stoff liefert. Heftig umstritten war insonderheit die Rolle der vulkanischen Gase.

Diesen Problemen hat die Forschung gerade in jüngster Zeit ihr besonderes Augenmerk zugewandt. Wie Dr. A. Rittmann in der „Chemiker-Zeitung" berichtet, wurden allein den schwerflüchtigen Teilen des Magmas Zehntausende von Untersuchungen gewidmet. Der Laie wird sich fragen: Lohnt denn diese Mühe? So zahlreich sind doch die Vulkane eigentlich nicht . . .

Es gibt heute reichlich 500 tätige Vulkane, Zehntausende sind erloschen. Die feuerspeienden Berge verteilen sich auf wenige schmale Zonen der Erdoberfläche. Und dennoch: 95 vom Hundert aller bekannten Gesteine stammen aus dem erstarrten Magma oder entstanden doch unter seiner Mitwirkung. Der Rest von 5 Prozent sind Sedimentgesteine, also Bodensatz der Gewässer, aber mittelbar sind auch sie magmatischer Herkunft. Die Vorgänge, denen die Mineralien ihre Geburt verdanken, mögen der verschiedensten Art sein — alle Stoffe stammen ursprünglich aus dem Magma! Und es hat sein gerüttelt Maß dazu beigetragen, wenn bei der Bildung der Erdkruste, bei der Verwitterung und Weiterbeförderung der Gesteine schließlich reiche Lager nutzbarer Mineralien entstanden, die dem Menschen unschätzbare Dienste leisten.

Wie aber soll der Mensch es fertigbringen, das Magma zu untersuchen, die feurig-flüssige Masse, die unterhalb der festen Erdrinde wogt? Die Schlackenschicht, auf der wir wandeln, besitzt immerhin einen Durchmesser von etwa fünfzig Kilometern. Auch das tiefste Bohrloch hat noch nicht den zehnten Teil zurückgelegt. Es bleibt also nichts anderes übrig, als das unter die Lupe zu nehmen, was die Unterwelt durch den Schlund der Vulkane ausspeit.

Man hat das einst geschmolzen gewesene, nun aber erstarrte Gestein in zwei Bestandteile zerlegt. Der eine von ihnen, der schwerflüchtig ist, pflegt zuerst zu erstarren. Mehr und mehr sammeln sich die Gase in dem anderen Bestandteil, dem leichtflüchtigen, der nur wenige Hundertteile umfaßt. Natürlich muß dadurch der Dampfdruck wachsen, der Drang, sich von der Last des darüber gelagerten Gesteins zu befreien. Der Forscher hat die teilweise recht schwierigen Untersuchungen und Überlegungen dahin zusammengefaßt, daß der Vukanismus nichts anderes sei als ein Prozeß, der die Entgasung unseres Planeten zum Ziele hat. Der Vorgang hat schon in den urältesten Zeiten seinen Anfang genommen, und er dauert auch heute noch an.

Wie aber kommt es, daß die Unterwelt solche Gasmengen enthält? Die Forscher führen diese Tatsache auf die Annahme zurück, daß die Erde einst glutflüssig war. Alle leichtflüchtigen Stoffe umgaben damals unseren Planeten in Form einer mächtigen Gashülle. Auch das Wasser war dabei — in Gestalt von Wasserdampf. Meere und Flüsse gab es noch nicht. Der Druck, den eine solche Gashülle ausübt, ist natürlich weit größer, als die Luft unserer Gegenwart wiegen kann. Man nimmt an, daß er einige hundertmal stärker war. Und so drängte diese gewaltige Säule einen großen Teil der Gase in den feurig-flüssigen Teil hinein.

Dann erstarrte die äußere Schicht der Erde. Die Kruste bildete sich, auf der wir Heutigen leben. Ein fester Panzer hüllte das Magma ein, das noch nicht erstarrt war. Meere entstanden. Der Luftdruck ließ nach. Wenigstens der Druck, der von außen auf der Erdkruste lastet. Aber unvermindert war der Gasgehalt im Magma geblieben. Der feste Panzer hinderte den Ausgleich. Nur dort, wo sich ein Spalt öffnet, wo irgendwelche Erschütterungen den Weg freigeben, tritt der ungeheure Druck an die Oberfläche und offenbart dem staunenden Menschen die gewaltigen Energien, die heute in der Tiefe gefesselt sind, die aber einst oberirdisch waren wie die Wolken am Himmel.



Bunte Chronik



Auch das Tier tarnt sich

In der Tierwelt besitzt nicht nur das Chamäleon die Fähigkeit, sein Aussehen zu verändern, um sich vor seinen Feinden zu verbergen. Es gibt eine Reihe von anderen Tieren, die in der Maskierungskunst vielleicht noch größere Meister sind. Die in Afrika vorkommenden winzigen Marienkäfer werden von Vögeln und Reptilien verschmäht, weil sie einen bitteren Geschmack haben. Diese Eigenart kommt einer kleinen Spinnenart zugute, die sich in aller Ruhe überall bewegen kann, weil ihr Körper eine Zeichnung aufweist, die derjenigen der Marienkäfer so ähnlich ist, daß man nur ganz in der Nähe einen Unterschied zwischen diesen Tieren sehen kann, so daß also die Vögel und Reptilien um einen leckeren Bissen gebracht werden. Auch viele Raupen entgehen nur dadurch ihren Feinden, daß sie den Zweigen, auf denen sie kriechen, völlig gleich sind. Ebenso gibt es Fische, deren Haut die Farbe des Wassers annimmt. Man hat im Aquarium einen dieser flunderähnlichen Fische in einen Behälter getan, dessen Boden ein Schachbrettmuster aufwies, und nach ganz kurzer Zeit zeichnete sich auf der Oberfläche des Fisches ein Karomuster ab.

Kommissarische Leitung: **Gotthold Starke**, Hauptschriftleiter
Chef vom Dienst: **Marian Hepke**
Verantwortlich für den Gesamtinhalt: **Johannes Kruse**
Verantwortlich für den Anzeigenteil: **Edmund Przygodzki**, sämtlich in Bromberg
Druck und Verlag: **A. Dittmann**, Bromberg